

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 76. Bromberg, den 1. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Anzeigen, du?" fragte die Clari-Marie. Da trat der Huber, der Löwenwirt, aus der Menge und zum Jaun und begrüßte ihn.

„Es ist nichts anzuzeigen," fuhr die Clari-Marie laut wie vorhin fort. „Eine Tragbahre schaffen könntet ihr und ihn hinabtragen ins Beinhaus! Ein Gewehrschuß, ja-wohl! Erfallen ist er und das ist sicher." Sie gab mit einer kurzen Bewegung ihrer Arme den Worten Nachdruck. Als sie das letzte sagte, war sie schon im Gehen. Sie schien jede weitere Entgegnung abschneiden zu wollen: Tut wie ihr wollt, glaubt oder glaubt nicht! Sie zog das schwarze Kopftuch fester und stieg bergab. Als sie sich hinweg wandte, war es wie ein Zwang auf den Bauern und ihren Weibern, eines nach dem andern folgte ihr. Jaun und Huber standen mit dem Pfarrherrn zuletzt fast allein neben dem Toten, über den der Jacki, der Wildhüter, seinen Rock gedeckt hatte. Jaun sah sich unwillkürlich um, als es ringsum leer wurde. In langem Zug bewegten sich die gegen das Dorf hinab, die sich wortlos zur Partei der Clari-Marie bekannt hatten. Einige drehten die Köpfe nach ihm um; in dem und jenem Gesicht stand ein Hohnlächeln, auch finstere Blicke sah er, so als fluchten jene in sich hinein über den Hergelaufenen, der in ihre Angelegenheiten hineinredete. Aus der Reihe der hintersten wandte sich der Jakob Jacki, der Wildhüter, strich sich mit der schweren Hand über das volle, graue Haar, als ob er sich besänne, und kam dann in seinem schwerfälligen Schritt zurück. „Es kann nicht alles fortlaufen," sagte er herantretend, „es wird jemand die Bahre tragen müssen, wenn sie sie bringen." Die Worte waren halb an den Pfarrherrn gerichtet, er trat aber an diesem vorbei, noch immer wie in Gedanken, stellte sich neben den Toten und sah auf ihn nieder. Seine unter den eckigen Brauen hervorspähenden Augen glitten über den Leichnam hinaus, bald hierhin bald dorthin; einmal auch hob er plötzlich den Kopf und sah mit einem jähen und scharfen Blick hinter dem Rottalbauern her, der als einer der letzten in der Richtung nach seiner Hütte hin sich gemächlich entfernte, unterwegs die Pfeife ansteckte und, den Rücken den beim Gaden Stehenden zugewendet, stille stand, als läge ihm just an, zu zeigen, daß er keine Eile habe, von der Stelle, wo der Tote lag, wegzukommen.

16.

Die Cille war nicht weit mit denen gegangen, die plötzlich hinter der Clari-Marie die Stelle am Rottalgaden verlassen hatte. Mitten unter den andern blieb sie stehen, unbeholfen, so daß niemand merken sollte, auf wen sie harrte und daß es doch alle merkten. Die an ihr vorbei gingen, stießen einander an: „Du, auf den Jaun, ihren Buben, wartet sie, die Cille." Ihr klopfte das Herz, das Blut stieg ihr auf; ihr Gesicht war heiß. Willkommen heißen mußte ihn doch einer, den Jaun — nach so langer Zeit!

Als die droben immer noch nicht kamen, tat sie Schritt für Schritt tiefer den Weg hinab. Endlich sah sie den Jaun mit dem Löwenwirt hinter ihr herkommen. Der Huber war wie eine Klette, er ließ jenen auf dem ganzen Weg nicht los. Aber am Zieglerhaus hielt der Jaun inne, sagte, daß er später nach dem Gasthaus herüberkommen wolle, und kam von dem eifrigen Manne frei. Die Cille war in den Hausflur getreten; sie stand ganz hinten im Flur, damit keiner sie sehe. Als er eintrat, schien es einen Augenblick, als wollte das steife, unbeholfene Weib die Arme auswerfen und sie ihm um den Hals legen, aber dann streckte sie nur eine der glasigen Hände aus und sagte ein kurzes „Tag, Bub". Nachher stand ihr in der weißen Hauteinsenkung unterhalb der Augen ein spärliches Naß.

Jaun drückte die ihm gebotene Hand. So wenig wie sie verstand er, zärtlich zu sein. Nur als sie sich umwendeten, um in die Stube zu treten, tätschelte er die Mutter mit einer unbeholfenen Armbewegung auf den Rücken. „So — so — wie geht es auch — euch allen?"

„Gut, — bah, gut —" sagte die Cille.

Da tat ihnen die Severina von innen die Stubentür auf. „Es war mir doch, daß Ihr es sein müßtet," sagte sie. In der Stube fand die Cille einen Weg, dem Heimgekehrten die Liebe zu zeigen. Sie rückte ihm einen Stuhl zurecht, schob ihn, der mit der Severina sprach, an beiden Schultern ihn fassend, darauf, ging selber in die Küche, suchte und rumorte und brachte Eßzeug und stieg in den Keller und holte aus dem einzigen kleinen Faß Wein für ihn. Als der Jaun ganz hungrig zu essen begann, setzte sie sich an ihren Platz oben am Tisch, und die Severina rückte auf der Fensterbank hinauf, bis sie dem Jaun gegenübersaß. Beide Frauen stützten die Arme auf den Tisch und neigten die Köpfe vor, als dürften sie die Augen nicht von den Zügen des Heimgekehrten nehmen. Dem war wie in seinem Leben noch nie. Wenn er auffah, fiel sein Blick auf die schlanken in dünnen Stoffärmeln wohl abgezeichneten Arme der Severina und auf ihr darüber hinauslugendes Gesicht. Er wurde rot und senkte die Augen eilig, aber wohl war ihm doch; er vergaß den Löwenwirt und sein Amt, und es war ihm, als sei er nur eben heimgelaufen — heim, dahin, wohin er gehörte.

Jetzt machte die Severina eine rasche Bewegung und stand auf. „Warum kommt sie nicht, die Base Clari-Marie?" sagte sie. „Die weiß wohl nicht, daß du hier bist. Ich muß sie gleich holen — gleich."

Die Cille nahm die Arme vom Tisch, stand auf und setzte sich wieder, die Röte auf ihren Backen verschwand allmählich. Auf der Zunge hatte es ihr gelegen: „Bleib noch, Severina, laß noch einen Augenblick Frieden sein!"

Der Jaun aß weiter, als die Severina gegangen war, aber es mundete ihm nicht mehr, er würgte an den Bissen. Die Worte gingen beiden aus. Die Cille suchte nach etwas, was sie sagen könnte. „In den Löwen gehst jetzt dann? Gelt?" fragte sie endlich.

„Ja," sagte Jaun. Dann standen sie wo vorher. Keines wußte weiter. Sie lauschten heimlich beide auf nahende Schritte.

Jetzt knarrten die Flurbretter, aber es war nur die Severina. Sie kam langsamer zurück, als sie gegangen war. Fast leise trat sie in die Stube. „Sie kommt, die Clari-Marie," sagte sie, aber es war nicht mehr die freudige Hast von vorhin in ihrem Ton. Dann setzte sie sich wieder hinter den Tisch.

Der Jaun schob den Teller zurück. Eine ganze Weile sprach keines, dann hörten sie die Schritte, die so lange nicht hatten kommen wollen. Die Flurbretter knirschten. Auf den lautlosen Werkstattschuhen kam die Clari-Marie gegangen, schlarpend, langsam. Als sie durch die Tür trat, stand der Jaun auf.

„So! Also noch einmal „Tag"," sagte sie im Hereinkommen. Wie zufällig schob sie die Hände unter die Kattunschürze. „Sitz doch", sagte sie zu Jaun. Der ließ sich plump auf den Stuhl fallen, von dem er sich eben erhoben hatte. Die Clari-Marie setzte sich auf die Ofenbank, dort, wo ehemals der Chrisostomus, ihr Vater, gesessen hatte. Sie nestelte jetzt an der Schürze, die unrein war, und legte sie ab, nun saß sie in ihrem schlichten schwarzen Gewand.

„Kommt doch da herüber, Base Clari-Marie", bat die Severina.

„Ich sitze gut da", gab diese zurück. Da nahm sich der Jaun zusammen. „Ach", sagte er mutig und fest, „seid jetzt nicht so, Base, habt doch Freude, daß ich da bin."

Die Clari-Marie blickte ihn frei und ohne Zorn an. „Siehst, das ist jetzt so", begann sie ganz ruhig. „Das habe ich dir immer zu wissen getan. Wenn du ein Doktor wirst, so ist deine und meine Freundschaft zu Ende. Da ist jetzt nichts mehr zu markten."

„Aber warum? Eher stolz sein solltest! Was ist nicht geworden aus dem Bub!" fuhr die Cille zäh, in einer an der Stillen fremden Erregung dazwischen. Die Clari-Marie warf ihr einen langen Blick zu. „Was er gelernt hat, das paßt nicht mehr zu mir", sagte sie ganz ruhig, „und ich bin zu alt, ihm noch nachzulernen. Er zu neu — ich zu alt. So kommen wir halt nicht zusammen." Als sie das, Wort für Wort überdenkend, gesagt hatte, stand sie auf, schob ihre bauschigen Röcke zurecht und näherte sich der Tür. „Und auch das", fuhr sie fort, „zum Falschen bist gegangen, Bub, zu dem im „Löwen", dem Fremden! Der und einer, der's mit dem Dorf ehrlich meint, können nicht zusammengehen." Sie legte die Hand auf die Klinke. Der Jaun hielt den Kopf gesenkt, und saß am Tisch, eckig, aufs Maul geschlagen, just wie er als Bub gesessen hatte. Er hatte kein Wort der Gegenrede. Schon halb im Flur wendete die Clari-Marie noch einmal das breite, farblose Gesicht. „Ich habe zu tun in der Werkstatt", sagte sie, „noch eine Stunde vielleicht, nachher, wenn ich wieder hereinkomme, wäre es mir schon recht, wenn wir nicht mehr zusammenkämen. Das ist jetzt einmal so: Unsre Freundschaft ist in zwei Stücken."

Die Clari-Marie wartete keine Antwort ab. Mit demselben schweren schlurfenden Schritt ging sie hinaus, mit dem sie gekommen war. Als die Haustür zufiel, stand der Jaun auf. Er suchte nach seinem Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte. Der Kopf hing ihm auf die Brust; das Gesicht zuckte einen Augenblick, wie es dem Bub gezuckt hatte, wenn ihm das Flennen nahe war. „So will ich jetzt gehen", sagte er.

Da stand die Cille neben ihm, lang, aufrecht, die Augen feucht. „Wenn du mich brauchst, auf mich kannst zählen", sagte sie.

„Ja, ja, Dank", sagte er, drückte ihr die Hand und lächelte selbst. Als er darauf der Severina die Hand zum Abschied hinstreckte, trat sie dicht an ihn heran, hatte glühende Backen und glänzende Augen. „Weißt", sagte sie hastig und fast leise, „schlecht mußt doch nicht denken von der Base Clari-Marie. Nur nicht immer verstehen kann sie eines. Sie ist anders als alle andern. Aber eine gute ist sie doch! Wirst es schon sehen, wenn du Bescheid weißt im Dorf." Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit ihren beiden, als müßte sie ihn durch die Bewegung überzeugen. Er aber spürte nur den Druck der weichen Finger und das Herandrängen ihrer Gestalt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Ade", sagte er hastig und völlig verwirrt und ging.

Am anderen Tag war im Isengrund ein Begräbnis. Jaun, der Doktor, stand am Fenster seiner Stube im „Löwen" und sah auf die Straße nieder, als sie mit dem Sarg von der Kirche her ins Dorf und dem Friedhof zu zogen, eine lange, schwarze Reihe von Männern und Weibern. Die Glocken klangen über sie hin, die Lüfte schwangen von den hellen, schwellenden und sinkenden Erzklängen. Sie begruben den Scharfegghüttler. Die vom Rat schritten hinter seinem Sarg, da er nähere Verwandte im Ort nicht hatte. In der ersten Reihe der Weiber, die dem Zuge der Männer folgten, ging die Clari-Marie. Es war ihm, als sei der jetzt der Gedanke im Kopf: In die Grube mußt fahren, Scharfegghüttler, daß keiner mehr lang zu fragen braucht, wie und wann du gestorben bist! Und er, der Jaun, hatte heute früh einen Bericht an die zuständige Polizeidirektion geschickt: „Pflicht meines Amtes als Arzt in hiesigem Ort bringe ich zur Kenntnis, daß die Leiche eines hierorts gestern tot aufgefundenen Bürgers, Tobias Wipfli, eine tiefe Schußwunde an der linken Schläfe aufgewiesen, alle Anzeichen auf fremde Gewalttat, nicht aber auf Selbstmord schließen lassen."

Indessen zog der Zug unten weiter dorfein. Der Sarg und die vordersten der Leidtragenden verschwanden schon zwischen den Häusern. Nun setzten die Glocken aus. Die Schritte der Gräbtleute klangen dumpf herauf; das Murmeln der Betenden mischte sich damit; es gab ein Geräusch wie ein dumpfes Murren. Da war es dem Jaun, als murrten sie wider ihn. Der Trotz, der in der Haltung der Clari-Marie lag, schien plötzlich allen eigen zu sein. Mit störrischer Langsamkeit zogen sie unten vorbei. Der Jaun fühlte seine Kehle verschnürt. „Gestern bist eingezogen, heute hast schon das ganze Dorf gegen dich!" Es war ihm übel zumut, wie einem nicht Übertapferen am Vorabend der Schlacht. Fast wäre ihm lieb gewesen, daß er die Anzeige an die Polizei unterlassen hätte! Dennoch wußte er, daß er sie wieder verschreiben würde, wenn sie noch nicht abgegangen wäre. Pflichttreu war er immer gewesen. Sonst hätte er es nicht dahin gebracht in der Studienzeit von St. Felix dahin, wo er jetzt stand.

17.

Der Gemeinderat vom Isengrund hatte einen schlimmen Tag. Im „Löwen" in der Wirtsstube saßen der Verhörrichter und andre Untersuchungsbeamte. Als die vom Rat, vorgefordert, Rede gestanden, warum über die Art, wie der Scharfegghüttler gestorben, nicht weitere Untersuchungen gepflogen worden, fuhren die Beamten an ihren Tischen zornig und mit harter Rede auf. „Ins Loch gehörtet ihr alle, ins Loch gehört ihr: einen Menschen zu verscharren, von dem nicht erwiesen, ob er nicht durch ein Verbrechen ums Leben gekommen ist!"

Einer der erschrockensten unter den Dorfvätern ließ den Namen der Clari-Marie laut werden.

Was die sei, und was er mit der wolle? fragte einer vom Gericht.

Nun, untersucht habe sie den Toten und die Hebamme sei sie, eine gute dann erst noch, beim Eid, eine gute. Die Überzeugung, daß sie mit dem Lob eher zu wenig als zu viel sagten, gab denen vom Rat die verlorene Fassung wieder; auf ihren schweren Schuhen, die rauhen zertragenen Filzhüte wider die Brust gedrückt, standen sie da.

Überhaupt, die Clari-Marie wisse wohl, was sie rede, murrte der Präses, der stämmige mit dem kropfigen Hals und der bedächtigen Art. Er sprach laut und zornig; es paßte ihm schlecht, daß die vom Tal herauf in seine Gemeinde hineinregieren kamen.

„Hol einer das Wundertier, die Clari-Marie", sagte der Beamte von vorhin wieder, der ein junger und eifriger war, kurz erst mit seinem Studium zu Ende und in die Stellung eingerückt. Der Waibel sah den Präses an, als der nickte, ging er hin und holte die Clari-Marie. Inzwischen flüsterten die Beamten zusammen, der Protokollführer ging hinaus und sprach mit dem Löwenwirt. Der ordnete nachher ein paar seiner Taglöhner nach dem Kirchhof ab; die streitige Leiche sollten sie ausgraben. Drinnen in der Stube standen auch die Isengrunder Bauern beisammen, in eine Ecke gedrängt. Einer sah dem andern über die Achseln nach den miteinander verhandelnden Beamten hin; selber sprachen sie wenig. Der eine und der andre hob den Kopf

wieder höher; in ein paar Augenblicken mußte eine da sein, die sich vor denen da nicht fürchtete.

Die Clari-Marie kam. „Geh voraus, du, so weiß ich, wo ich hin muß", hörten sie ihre Stimme im Flur schallen. Da trat der junge Waibel vor ihr herein. Sie selber ging, wie sie immer ging. Ihr Gewand war schwarz und ihr Gesicht gelbweiß, ein großes Tuch hatte sie lose um die Schultern genommen, ein Kopftuch über die Haare gelegt; das schob sie in den Nacken, als sie vor den Untersuchungsbeamten stand, mit der Hand strich sie das ergrauende Haar langsam und fest am Kopf glatt.

(Fortsetzung folgt)

April, April!!!

Narrenspiel und Scherze des ersten Apriltages.
Von Carl Wilhelm Schoepke.

Wie schon die alte Bauernregel: „April tut was er will", sagt, um die Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit dieses Monats, in dem es bald donnert und bald schneit und so der Wettergott mit den Menschen seinen Spott treibt, recht deutlich zu charakterisieren, läßt sich wohl schon aus dem Namen vom lateinischen aperire (Öffnen, Erschließen der Knospen) erraten, daß wir es hier im Grunde mit keiner altgermanischen Sitte zu tun haben. In Wirklichkeit ist dem deutschen Altertum das „in den April schicken", wie wir heute sagen, unbekannt. Wir haben es vielmehr hier mit einem romanischen Brauch zu tun.

Der Ursprung der Gebräuche am 1. April, daß man „den Narren dorthin schickt, wohin man will", geht nach Grimm auf ein altes, in Frankreich gefeiertes Frühlingsfest zurück, das sich dort sehr lange erhielt. Erst vor ungefähr 300 bis 400 Jahren hat sich der Volksbrauch der Aprilscherze auch weiter verbreitet, um schließlich in der ganzen Welt beliebt zu werden. Beachtung verdient da wohl, daß in Frankreich bis zum Jahre 1564 der Jahresbeginn auf den 1. April fiel und damals vom König Karl IX. auf den 1. Januar verlegt, von dieser Zeit an so auch gefeiert wurde, wenngleich es nicht an Spöttern fehlte und sich mancher zum Narren gehalten glaubte.

Sonderbarerweise hat der Ulk zum 1. April gerade in Amerika großen Anklang gefunden und dort die üppigsten Blüten getrieben. Mancher der amerikanischen Aprilscherze konnte sich diesseits des Ozeans namentlich die Herzen der Jugend erobern. So lautet ein von dort kommender Kindervers: „Der Aprilnarr kommt, und du bist doch der größte Narr".

Die Erfahrung lehrt, daß die Aprilscherze den besten Erfolg haben, wenn sie am frühesten Morgen noch vor den Sorgen des Tages gemacht werden. So schickt man jemanden in den April, indem man ihn schon beim Frühstück bittet, etwas niederzuschreiben; taucht aber der Betreffende die Feder ein, so findet er im Tintenfaß nur — Wasser! Auch fehlt es da nicht an rohen Scherzen: Man legt z. B. eine Silbermünze auf die Ofenplatte, wenn sie recht heiß geworden ist, wirft man sie zu Boden und hat nun sein Vergnügen daran, wenn sich einer bückt, um das Geldstück aufzuheben, und sich daran die Finger verbrennt. Näschern bietet man statt Süßigkeiten aus Seife hergestelltes Konfekt an, anderen wieder mit Cayennepfeffer gefüllte Blumensträuße oder mit Salz gefüllte Zuckerdosen. Zu recht schlechten Aprilscherzen muß es gezählt werden, wenn man in Pantoffel glühende Kohlen steckt, harmloser, wenn Fächer oder Taschentücher, auf dem Fußboden befestigt, von einer Person dann aufgehoben werden sollen. Auch aus Stühlen wird der Sitz entfernt und die leere Stelle mit einem Tuch überdeckt. Wer sich darauf setzt, sinkt zu seinem Schreck, aber zum Gaudium der Zuschauer, in die Tiefe.

Ähnlicher Art sind Studentenstreiche, die Zimmerkameraden gelten: Da wird das Bett mit Eiswasser begossen, das Feuer im Ofen ausgelöscht und dieser mit Wäsche verstopft, wodurch es selbstverständlich nicht möglich ist, in dem mit Rauch erfüllten, kalten Zimmer zu schlafen. Mit Pulver geladene Zigarren, mit Baumwolle oder Sand gefüllte Kuchen werden verschenkt. Bekanntere Späße, die sich um viele noch vermehren ließen, bestehen darin, jemanden zum Schneider „um ein Pfund Knopflöcher", zum Apotheker „um eine Elle Taubenmilch" oder zum Buchhändler „um die Selbstbiographie der Stammutter Eva" zu schicken.

Amerikanischen Damen näht man Wäschefetzen, Katzenschwänze und Ähnliches an die Kleider. Auch findet man an Haustoren nicht selten einen Zettel mit der Aufschrift „Aprilfool" (Aprilnarr). Dies alles beweist nur, zu welcher Entartung Aprilscherze, die ursprünglich ganz harmlos waren, gerade in Amerika und anderwärts geführt haben.

Wie viele andere Volksbräuche, so lassen sich auch die Aprilscherze von allerhand Aberglauben, der aus älterer Zeit stammt, nicht trennen. Beweise hierfür gibt es nicht wenige. So wurde von abergläubischen Leuten, als sich Napoleon I. mit Maria Louise am 1. April 1810 vermählte, dieser Tag allgemein als schlechte Vorbedeutung betrachtet. In slawischen Gegenden hält man den 1. April für den Geburtstag des Verräters Judas und meint, daß die an diesem Tage geborenen Kinder kein Glück im Leben haben würden, schlechte Menschen werden und elend zugrunde gehen müßten. In ähnlichem mystischen Sinne erwähnt Shakespeare den 1. April, als König Johann die Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhält. Und wenn der Schottländer, der den Aprilnarren „gawk" nennt, was unserem deutschen „Gauch" entspricht, sagt, man jage am 1. und 2. April den Narren noch eine Weile weiter, damit er neue Befehle erwarte, bis er schließlich das Opfer des Scherzes wird, so erinnert dies daran, daß der Tölpel, der bei solchen Scherzen zum Handkuß kommt, anderen doch immer zur Zielscheibe des Spottes dienen muß. So liegt der tiefe Sinn eigentlich darin, daß der 1. April den Übermut zum Ausdruck bringt, den der neuerwachte Frühling hervorgerufen hat und zu tollsten Taten anspornt.

Ein Wiedersehen.

Skizze von Zoe Droysen.

Sie hatten sich seit Jahren nicht mehr gesehen, obwohl sie vorher oft und gern beieinander gewesen waren. Sie hatten sich getrennt, ohne sogleich zu bemerken, daß diese Trennung endgültig war.

Nun trafen sie sich zufällig wieder.

Die Frau hatte eine Reise für einige Stunden unterbrochen, um sich ein Städtchen anzusehen, in dem vielerlei Altertümliches zu finden war. Ihr Reiseziel lag noch fern, doch konnte sie es trotzdem mit dem Abendzuge vor Mitternacht erreichen. Und so erschien ihr dieser kurze Aufenthalt als freundliche Einleitung ihrer Ferien.

Nun ging sie, aus ihrem Alltag gelöst, durch die fremde Stadt, ihrer Umgebung aufmerksam zugewandt: Hier und da machte sie vor einem Giebel, einem alten Portal halt; freute sich am Ausblick in winklige Gassen, sah sie in der Freiheit ihres eigenen Ferientages den Menschen zu, die geschäftig ihrem Tagewerke nachgingen.

Sie wußte nichts davon, daß der Mann, mit dem sie vor Jahren befreundet gewesen, jetzt an diesem Orte lebte. Doch nun führte ihn der Zufall gerade zu dieser Stunde durch die nämliche Straße, durch sie schlenderte.

Seit langem hatten beide nicht mehr aneinder gedacht. Als sie sich nun aber so plötzlich begegneten, erschien es ihnen selbstverständlich, nach fröhlichem Staunen zusammen weiterzugehen, als hätten sie sich erst gestern getrennt. Und was sie sprachen, handelte von allerlei Dingen, wie man sie bespricht, wenn man sich täglich sieht.

Der Mann, der kurz erklärt hatte, wie genau er die Stadt kenne und wie er sie liebe, machte die Frau auf Schönheiten aufmerksam, die sie allein wohl leicht übersehen hätte. Er führte sie in Höfe und Gassen, als sei dieser Besuch schon lange vorbereitet und zwischen ihnen verabredet.

Schließlich rasteten sie in einer Gartenwirtschaft am Rande der Wiesen. Da sie nun die Stadt hinter sich gelassen, die durch des Mannes Führung wie ein lebensvoller Dritter bisher mit ihnen gewesen war, besannen sie sich darauf, daß sie sich durch Zufall getroffen hatten nach allen Jahren, in denen jeder sein Leben gelebt, ohne vom anderen auch nur das Geringste zu wissen. Sie fragten jetzt nicht danach, warum das wohl so gekommen sei. Doch wandte sich das Gespräch endlich auch diesen Jahren zu.

Da zeigte es sich, daß sie beide ruhig und heiter dahingelebt hatten. Die Frau berichtete von ihrer Arbeit in der

Großstadt, die sie mit vielen Menschen zusammenbrachte und ihr nur selten für ein paar Ferientage Zeit ließ. Der Mann erzählte von seinen wissenschaftlichen Studien, um derentwillen er viel gereist war und nun hier lebte, weil er in den alten Bauten das geeignete Material fand, diese Studien zu einem Werke zu runden. Es waren zwei verschiedene Welten, in denen sie lebten.

Niemand störte ihre Unterhaltung. Denn es war ein Wochentag, und die Bewohner des Städtchens hatten keine Zeit, um diese Stunde im Wirtsgarten zu sitzen. Über den Wiesen lag das Summen der Insekten, glänzte das Licht. Fern am Horizont blaute das Gebirge. Durch die Weite, die sich vor den Blicken auftat, schienen sich die Bäume des Gartens nur noch dichter zusammenzuschließen, war das Verweilen in ihrem Schatten von besonderer Geborgenheit.

Mählich verging die Zeit. Die Schatten wurden länger und länger. Die Sonne leuchtete goldener im Grün der Bäume. Von den Wiesen stieg Feuchte auf. Die Erde bereitete sich im gesteigerten Duft der Blumen auf die Nacht.

Die Frau erhob sich. Wollte sie den Abendzug noch erreichen, so mußte sie eilen.

Bald nahmen die Straßen sie wieder auf. Feierabendlich saßen die Menschen vor den Türen. Aus einzelnen Fenstern blinkte schon Licht. Es ließ die Behaglichkeit der Zimmer beim Vorüberschreiten erkennen. Die Hitze des Tages lag dumpf vor den Häusern, vermischt mit allerlei Gerüchen aus Küchen und Werkstätten.

Schweigend gingen die Beiden nebeneinander her. Hier zwischen den Menschen, in der Schwüle der Straßen, kam Unruhe über die Frau. Dort draußen im Wirtsgarten hatte sie es für ein Leichtes gehalten, diese Begegnung mit einem Lächeln abzutun und ruhig in ihr früheres Leben zurückzukehren. Nun aber erwachten Zweifel. — Würde sie das so einfach können? — Würde sie wieder heiter dahinleben wie bisher? — Hatte sie sich nicht über sich selbst getäuscht? Vielleicht sollte sie ihre Ferienpläne umstoßen und hier bleiben, wo sie den Gefährten früherer Jahre wiedergefunden hatte, der jetzt, in Gedanken versunken, an ihrer Seite schritt.

Ehe jedoch dieses Vielleicht zum Entschluß werden konnte, waren sie am Bahnhof. Es blieb nur gerade Zeit, das Gepäck auszulösen. In der Überstürztheit des Augenblicks war keine Möglichkeit mehr zu überlegter Entscheidung, schien der einmal gefaßte Plan doch der richtige zu sein.

Der Zug kam. Beim Hin und Her der Ankommenden und Abreisenden gingen die letzten Worte verloren, die sie sich zuriefen.

Der Zug fuhr an. Nun würden sie sich also wirklich trennen, wiederum in Zukunft nichts voneinander wissen?

Winkend beugte sich die Frau noch einmal aus dem Abteilfenster. Grüßend hob der Mann den Hut. Da, während der Zug aus dem Bahnhof rollte, wandelte sich der Gruß der beiden Menschen, der ein Abschied sein sollte, in das beglückende Begreifen: Unmöglich war es, daß sie auseinander gingen wie vor Jahren! Diese Trennung konnte nur vorübergehend sein. Denn hatten die letzten Stunden nicht alles verändert und ihnen gezeigt, wie lieb sie sich hatten. Ihre Zusammengehörigkeit konnte fortan nie mehr ausgelöscht werden.

Der Zug fuhr um eine Kurve. Es sah aus, als führe er geradewegs in das Leuchten des Abendhimmels hinein. In der Bahnhofshalle flammten die Lichter auf.




Bunte Chronik

* **Lord Balfours einzige Liebe.** Englische Zeitungen bringen ein unveröffentlichtes Kapitel aus den Erinnerungen Lord Balfours, die demnächst erscheinen werden. Der große englische Staatsmann erzählt darin die rührende und romantische Geschichte seiner ersten und zugleich letzten tragischen Liebe, die er ein Leben lang in seinem Herzen getragen hat. Als Balfour noch ganz jung war, verliebte er sich in Mary Katharina Littleton, eine Tochter Lord Littletons, der mit Gladstone verschwägert war. Das junge Mädchen erwiderte die Gefühle Lord Balfours, der damals ein einfacher Mr. Balfour war, und der Heirat schien nichts im Wege zu stehen. Am 21. März 1875 ging der damals 27jährige Balfour zu einem Juwelier, kaufte einen Verlobungsring und fuhr in das Haus seiner Braut, um bei den Eltern einen offiziellen Heiratsantrag zu machen. Auf dem Schlosse seiner zukünftigen Schwiegereltern erfuhr Mr. Balfour, daß seine Braut, die sich vor einigen Tagen noch vollständig wohl fühlte, plötzlich gestorben war. Balfour schwor, dem Andenken seiner Braut treu zu bleiben und hat nie im Leben geheiratet. Der tragische Tod seiner Braut brachte ihn ihrem Bruder, Sir Alfred Littleton, sehr nahe. Es wurde eine Freundschaft für das ganze Leben. Es ist sehr charakteristisch, daß Lord Balfour nie von seinem tragischen Jugenderlebnis gesprochen hatte. Jedesmal, wenn man ihn fragte, warum er nicht verheiratet sei, antwortete er mit einem Scherz.

* **Das Schiff mit den tausend Bräuten.** Dieser Tage sind 1000 junge Amerikanerinnen griechischer Herkunft, in ihrer alten Heimat eingetroffen. Das Schiff „Saturnia", auf dem sie fuhren, verließ unter den Klängen eines Hochzeitsmarsches den Newyorker Hafen und wurde sofort zum „Schiff der Bräute" getauft. Es mangelt nämlich in Athen, sowie in anderen griechischen Städten an Bräuten. Deshalb schließen sich die jungen Griechinnen in einem Brautverein zusammen und fahren in die frauenarme Stadt, um dort ihr Glück zu machen. Bereits unterwegs wurden mehrere Verlobungen abgeschlossen. Trotzdem bleibt noch eine ganze Zahl von Bräuten für Athen übrig.

* **Wolkenbrüche und Überschwemmungen in Südafrika.** Schwere Wolkenbrüche, welche im Oberlaufe des Großen und des Kleinen Busman-River niedergegangen sind, haben im Norden Natals ein rapides Steigen dieser Flüsse veranlaßt. Die innerhalb weniger Stunden zu riesigen Strömen angewachsenen Flüsse traten über ihre Ufer und richteten besonders im Tale von Weenen erheblichen Schaden an. Leider fielen den empörten Fluten auch eine Anzahl von Menschenleben zum Opfer, um so mehr, als sich die Wassermassen teilweise in der Nacht gegen verschiedene Farmen und Dörfer heranwälzten. Besonders groß ist auch die in Estcourt angerichtete Verwüstung. Hier war auch der Leiter des Gefängnisses gezwungen, den Gefangenen die Freiheit zu geben, weil er sie nicht ertrinken lassen wollte. Das feste Gebäude aber widerstand den Fluten, und am Nachmittag, als sich die Fluten wieder etwas verlaufen hatten, war man in der Lage, die Gefangenen von dem Dache des Gefängnisses herunter zu holen, auf das sie sich geflüchtet hatten. Auch der Eisenbahnverkehr ist unterbrochen, weil mehrere Hauptlinien vollkommen unter Wasser stehen. Ein genaueres Bild über den wirklichen Umfang dieser Katastrophe wird man angesichts der Ausdehnung des betroffenen Gebietes erst allmählich auch aus dem Grunde erhalten können, weil die Telegraphenstangen, ebenso wie die Brücken von den rasenden Fluten fortgewaschen worden sind, und daher auch keine telegraphische Verbindung möglich ist.

Lustige Rundschau



* **Selbsterkenntnis.** „Müller, das steht fest, wenn ich nicht da bin, sind Sie der faulste Kerl im ganzen Bureau!"

* **Der Grund.** „Gibt eure Kuh viel Milch?" — „Überhaupt keine." — „Soooo . . . ! Warum denn nicht?" — „Weil's ein Ochse ist!"

* **Stolz.** Chef (zum Hausdiener): „Was soll das heißen? Sie erzählen überall, Sie wären hier der Erste im Geschäft." Hausdiener: „Das bin ich auch. Ich bin jeden Morgen der Erste, um das Geschäft aufzuschließen."

* **Leidensgefährten.** Kutschke kommt blaß und übernächtig ins Bureau. Sagt der erste Buchhalter: „Aber Mensch, wie sehen Sie denn aus? Haben wohl die ganze Nacht geschwiemelt?" — „Nee, nee", sagt Kutschke. „Zwölf Uhr warsch, wie ich heeme kam. Und doch fiehle ich mich ganz zerschlagen!" Feixt der Buchhalter: „Hehehe! Ich wußte gar nicht, daß Sie ooch verheiratet sind!"

* **Abfuhr.** Tischherr: „Ich sage stets nur, was ich denke." Dame: „Ach, deshalb waren Sie so schweigsam."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.